

DAWIT KLDIASCHWILI

KAMUSCHADSES NOT

Roman

Übersetzung aus dem Georgischen von Rachel Gratzfeld

[gemäß der Ausgabe *Dawit Kldiaschwili, "Kartuli prosis sagandsuri", Bd. 10, Palitra, Tbilissi 2010*]

I

[95] Nicht nur war es höchste Zeit, auch die Umstände machten es unabdingbar, dass Otia Kamuschadse, ein Edelmannⁱ, heiratete: Seine Mutter Ekwirine, die dem Adelsgeschlecht der Sanikidses entstammte, war schon betagt, die Haushaltsführung fiel ihr zunehmend schwer, und sie brauchte dringend eine Stütze, wenn nicht gar vollständige Entlastung. Sie wünschte sich, wenigstens ihre letzten Tage so verbringen zu können, wie es einer Frau ihres Namens und ihrer Abkunft zukam, würdig und herrschaftlich, nach all der Mühsal, die sie in der Familie so lange geduldig ertragen hatte.

Mehr als einmal war ihr im Zorn herausgerutscht: "O Himmel, was muss eine meiner Herkunft wie ein Aschenputtel leben und das in solcher Misere?"

Aber langmütig ertrug sie alles, denn sie glaubte fest daran, dass sie einer Schicksalsbestimmung folgte: Die Kamuschadses schienen Frauen aus guter Familie sozusagen für sich gepachtet zu haben, und daher hatte das Schicksal wohl auch Ekwirine mit Bessarion Kamuschadse zusammengeführt.

Obwohl, um die Wahrheit zu sagen: Den Kamuschadses konnten die Sanikidses im Grunde genommen das Wasser nicht reichen. Trotzdem glaubte Ekwirine unerschütterlich an die Vorrangstellung ihrer eigenen Herkunft. Und weil sie von der Familientradition nicht abweichen wollte, als es jetzt um die Wahl einer Schwiegertochter ging, fiel ihr Blick auf die Tochter ihres Nachbarn Sardion Kwelidse, der ebenfalls ein Adelliger war.

Kwelidse stammte aus einem vornehmen Geschlecht; früher war er für hiesige Verhältnisse sogar wohlhabend gewesen, fand sich nun jedoch in Bedrängnis. Dieser Umstand ermutigte die Kamuschadses dazu, ihren Wunsch, sich mit ihnen zu verschwägern, kundzutun, während sie es sonst [96] niemals gewagt hätten, Sardion um die Hand seiner Tochter zu bitten.

Gleichwohl wurde der Antrag der Kamuschadses nicht gebührend aufgenommen. Um ihn nicht gleich rundweg abzulehnen, empfahl ihnen Sardion, sie sollten mit seiner Tochter persönlich sprechen, und wenn sie zusagte, wäre auch er nicht dagegen, allerdings nur unter der Bedingung, dass sie keine Mitgift verlangten.

Ekwirine bekam diesen Bescheid in den falschen Hals. "Ich soll die Tochter befragen, na ich danke! Sind die mit ihrer Weisheit schon so am Ende, oder wie kann's bei denen stehen, wenn ich mit den Kindern sprechen muss?! Und wer will denn eine mitgiftlose Frau! Denken die, wir sind völlig umnachtet? Denen wird noch Hören und Sehen vergehen! Sowieso, sind die mit Blindheit geschlagen, dass sie nicht sehen, in was für einer Lage sie selber sind? Und wie überkandidelt die auch noch tun, meine Güte! Was glauben

die, wer sie sind?! Die sollten sich schämen, zu denken, sie seien was Mehrbesseres! Herrgott noch mal!"

Frauen hätten sich viele andere finden lassen, aber Kwelidses Arroganz stieß Ekwirine sauer auf; sie fasste seine Antwort als gezielte Kränkung ihres Ehrgefühls auf.

"Denen fehlt's doch an allem! Wenn wir in die Familie einheirateten, wären wir schlechter dran als sie!"

"Du hast es mir ja nicht geglaubt, ich hab's dir doch gesagt, Mutter, wir blamieren uns vor denen, ich hab's doch gesagt, und so ist's gekommen!", warf Otia seiner Mutter vor.

"Wart nur, mein Sohn, wart's nur ab! Wir werden sehen, wer sich da blamiert! Der Unglückselige lässt Frau und Kind ja lieber verhungern, als von seiner Arroganz zu lassen. Dabei hätte er wenigstens ein Kind satt bekommen können!"

Ekwirine konnte nicht aufhören, über Kwelidse herzuziehen. Otia schwieg, obwohl ihn Kwelidses ungebührliches Verhalten insgeheim selbst zutiefst kränkte, die Blamage an ihm nagte und er ständig dem Gedanken nachhing, wie er es anstellen könnte, mit [97] Gottes Hilfe und ihnen zum Trotz eine Bessere als Sardions Tochter heimzuführen. Tag und Nacht dachte er darüber nach, und dieser Gedanke beschäftigte ihn auch an jenem Tag im Hof, als er, barfuß, nur mit dem Hemd bekleidet, um den Kopf ein Tuch geknüpft, im Schatten der Hainbuche ein Holzstück mit dem Beil bearbeitete, um Karrenräder daraus zu fertigen. So gedankenversunken war er, dass er gar nicht hörte, wie jemand über den Zaun hinweg seinen Namen rief. Er wurde erst aufmerksam, als der Reiter seine Stimme hob und herüberschrie: "Otia, grüß dich! Otia!"

Otia hob den Kopf, schaute in die Richtung, aus welcher der Ruf kam, und sowie er den europäisch gekleideten Reiter erblickte, ließ er das Beil fallen, riss sich den Kattunfetzen vom Kopf, schlüpfte in die herumliegenden Schuhe mit den abgetretenen Absätzen, strich seinen Achaluchiⁱⁱ glatt und eilte derart zurechtgemacht auf den Ankömmling zu.

"Guten Tag, lieber Otia!", wiederholte der Reiter.

"Grüß Gott, mein Herr!", erwiderte Otia.

"Du bist ja äußerst fleißig am Arbeiten, Otia. Konnte mich mit Müh und Not bemerkbar machen!", bemerkte der Reiter lächelnd und reichte ihm über den Zaun hinweg die Hand.

"Alles friedlich bei euch?"

"Danke, ja, uns geht's gut, gottlob! Legen Sie doch einen Zwischenhalt bei uns ein, lieber Porphir!", bat ihn Otia respektvoll.

"Ich hab's eilig, lieber Otia. Bin in Geschäften unterwegs."

"Nur ein Momentchen! Sie ruhen sich ein bisschen aus und setzen dann Ihren Weg fort. Bei dieser Hitze unterwegs zu sein ist doch die reinste Qual, glauben Sie mir. Kommen Sie herein, mein Bester, nur herein!"

An der Hausecke erschien nun mit wirrem Haar auch die alte Ekwirine. Der Reiter sah sie und rief lauthals: "Tante Ekwirine, grüß dich! Mein liebes Tantchen!"

[98] Ekwirine verschwand und kam nach einem Augenblick wieder: Ein Kopftuch umgebunden, eilte sie keuchend und trippelnd, wie es alte Leute an sich haben, den Abhang zu den beiden hin, um den Gast zu begrüßen.

"Grüß dich, Tante Ekwirine!", rief der Reiter ihr

erneut fröhlich entgegen, obwohl eine entsprechende Verwandtschaftsbeziehung aufzuspüren selbst für seinen findigen Kopf kein Leichtes gewesen wäre. "Wie geht es dir, immer wohlauf, na?! Man sieht's dir an, dass du noch rüstig bist!"

"Was lässt du denn Herrn Porphir mitten auf dem Weg herumstehen, Menschenskind!", wandte sich Ekwirine an ihren Sohn. "Treten Sie doch ein, mein Herr!"

"Ich hab's eilig, Tante, muss geschäftlich woanders hin."

"Gott möge Ihnen die Arbeit, nützliche Arbeit, nie ausgehen lassen! Aber bei uns einzukehren wird Ihnen ja wohl nicht schaden. Übergehen Sie uns nicht! Die Geschäfte kommen Ihnen schon nicht abhanden, keine Sorge!"

"Wohin haben Sie's denn so eilig?", fragte Otia.

"Ich habe einen Mann hier in eure Gerichtskanzlei bestellt."

"Ach, ich dachte, Sie seien irgendwohin weiter unterwegs. Also wo soll der schon hingehen ohne Sie, wenn er vorgeladen ist. Der wird sich gar nicht von der Stelle zu rühren wagen!"

"Treten Sie ein, treten Sie ein!", riefen Mutter und Sohn noch einmal wie aus einem Munde.

Der Besucher ließ sich nicht weiter bitten und lenkte sein Pferd zum Hoftor. Otia stürzte zum Tor hinaus, um ihn in Empfang zu nehmen.

"Wie könnten wir jemanden wie Sie einfach vorbeireiten lassen! Wenn wir schon mal einen Mann wie Sie bei uns haben, so wollen wir ihn doch empfangen und es ihm an nichts fehlen lassen! Wär ja gelacht, wenn nicht auch wir

Freund und Feind zu unterscheiden wüssten. Kommt ein Mann wie Sie zu Gast, [99] gerät der Feind in Angst und der Gutgesinnte fasst Mut. So ist das bei uns auf dem Land, mein Lieber, jawohl, mein Herr!", plapperte Ekwirine, während Otia für den Gast, der auf der Veranda stand, einen Stuhl aus dem Haus holte, mit der Hand den Staub abwischte und Porphir zum Sitzen aufforderte.

"Setzen Sie sich, Durchlaucht, setzen Sie sich doch, mein Herr."

Der Gast setzte sich, nahm die Schildmütze ab, fuhr sich durch die Locken, krepelte dann die Ärmel seines Jacketts hoch und seufzte wohligh auf in der Schattenkühle.

Ekwirine hatte sich mit untergeschlagenen Beinen neben dem Verandapfeiler auf den Boden niedergelassen.

"Ganz schön heiß geworden!", sagte Porphir.

"Wir verschmachten, mein Herr, wir verschmachten vor Hitze!", begann Ekwirine zu jammern. "Die Felder sind zum Teufel, mein Lieber, zunichte, ach weh! Wir sind verloren, wir Unglücklichen!"

"Gott ist gnädig, Tante, seid unbesorgt."

"Sie müssen sich ja wegen so was keine Sorgen machen. Wenn's jemand schlecht geht, dann uns! Und es gibt so viele arme Teufel, mein Lieber, wowon sollen die sich denn alle ernähren? Dort, nicht zuletzt der dort!" Und sie zeigte auf ein Anwesen unterhalb von ihnen. "Wenn bereits ein gutes Jahr den Lebensunterhalt nicht mehr sichert, worauf sonst als auf Hunger können die sich dann nach einem Dürrejahr wie diesem gefasst machen?!"

"Und wem geht es so, Tante?"

"Ach, mein Lieber, vielen! Zum Beispiel dem dort, dem

Gutsherrn dort, Sardion Kwelidse, der da auf dem Anwesen wohnt, das du siehst."

"Ich weiß, ich weiß, von dem habe ich schon gehört. Der ist doch Advokat hier, habe ich gehört." Porphir lachte. "Was, und der ist so arm dran?"

"Und das ist noch zu wenig gesagt, mein Bester. Wenn der Unglückliche nur so viel Mais hätte, wie er Herz hat! Eine Seele von einem Mann!" [100] Ekwirine wollte schon in die üblichen Lobhudeleien über Kwelidse ausbrechen, als Otia den Kopf zur Tür herausstreckte und rief:

"Mutter, komm mal rein!"

Ekwirine entschuldigte sich bei dem Gast und ging ins Haus.

Otia war dabei, im Herd Feuer anzufachen. "Schnell, Mutter, er bleibt sonst nicht mehr lang!"

"Sofort, sofort, mein Sohn!", erwiderte Ekwirine. Sie griff nach einem kleinen Kupferkessel, füllte ihn mit Wasser und hängte ihn an die verrußte Kette; dann eilte sie in die Ecke zu dem umgestürzten Hühnerstälchen, zog das dort eingesperrte, nur faustgroße Hühnchen hervor und hielt es Otia hin. "Da, schneid ihm den Hals durch! Zum Glück hatte ich das heut hier eingesperrt."

Otia hielt dem lospiepsenden Federvieh den Schnabel zu, bis er endlich ein Messerchen fand; dann fuhr er dem Vogel rasch über die Kehle damit und warf ihn hin. Das Hühnchen fing mit halb durchgeschnittenem Hals an, im Zimmer herumzuspringen und den Boden blutig zu spritzen, bevor es ausgeblutet vor den Herd sank.

"Sei so lieb und lauf schnell rüber, hol mir die Pusutia, damit sie mir zur Hand geht, mein Guter!", bat

Ekwirine ihren Sohn, der stracks zur Hintertür hinauseilte.

Währenddessen stocherte sie ein wenig im Feuer herum, griff dann nach dem Huhn, tauchte es kopfvoran ins kochende Wasser und rief, es hin und her drehend: "Put put put, put put put!", als würde sich das magere Ding so in ein fettes verwandeln.

Sie war dabei, es eilig zu rupfen, riss auch unbarmherzig die blaue Haut mit ab, als Otia zusammen mit einem dreizehn-, vierzehnjährigen Mädchen hereinkam.

[101] "Nun aber fix, Pusutia, hilf mir, du weißt ja wie, Liebes ... Heiße Maisfladen ... So leckere, wie nur du sie machst, du weißt schon! Wir haben einen Fremden da, einen Städter!"

Das Mädchen war diese Zurufe gewohnt und machte sich flink ans Werk: Sie setzte hurtig die Tontöpfe aufs Feuer, nahm die große Holzschüssel, die das aus einem ausgehöhlten Baumstamm geschnitzte Getreidefass oben abdeckte, schüttete Maismehl ins Sieb, wusch sich, nachdem sie die Ärmel hochgerollt hatte, die Hände und begann energisch gegen die Seiten des Siebs zu klatschen.

"Sachte, Pusutia, sachte, mein Kind! Klatsch doch nicht so fest dagegen, er soll's ja nicht hören! Otia, mein Sohn, hol den Wein herauf! Er hat dir doch gesagt, er hat's eilig. Uns zuliebe bleibt er, dabei harren jetzt gerade wer weiß wie viele Leute auf seine Ankunft. Wer weiß, wer alles in welcher Angelegenheit mit ihm zu tun hat!"

"Womit soll ich denn schöpfen, die Kürbiskelle ist doch zerbrochen!" Otia war in heller Aufregung.

"Dann nimm halt die Schale, Kind, die Kürbisschale. Die ist noch ganz. Aber versuch, ihn sauber rauszuschöpfen,

ohne viel Schimmel mitzunehmen. Mach schon, geh, trödel nicht!"

"Falls ich mit der Schale überhaupt runterreiche ..."iii Otia schüttelte den Kopf und trollte sich, in der Hand einen mit etwas Wasser gefüllten Krug, da der Wein jetzt, Ende Juli, wohl ohnehin nicht mehr viel taugte.

Der Gast saß inzwischen auf der Veranda und betrachtete von der Anhöhe aus, auf der Otias winziges Zweizimmerhaus thronte, das Bild, das sich seinen Augen bot.

Der Steilhang, an dem außer Otias Haus noch mehrere andere zu sehen waren, verlief unten in eine Ebene, die sich bis zu hoch aufragenden Hügeln und Bergen weit in die Ferne erstreckte. In dieser Weite folgte Siedlung auf Siedlung, deutlich zeichneten sich da und dort weiße Kirchen ab, und auf den Betrachter wirkte das, als läge auf diesem großen Gebiet ein einziges riesiges Dorf vor ihm ausgebreitet.

[102] Porphir war schon früher einmal in dieser Gegend gewesen und hatte von oben in die Runde geblickt, aber damals war sie nicht so dicht besiedelt gewesen und hatte sich noch nicht ein Dorf an das andere gereiht. Das Dörfchen Tamarascheni gleich vor seinen Augen war ebenfalls merklich gewachsen und hatte sich ausgeweitet. Wo früher seiner Erinnerung nach Wiesen lagen, waren nun Felder zu sehen, und vielerorts schauten direkt aus den Maisfeldern riedgrasgedeckte niedrige Häuser hervor; anscheinend konnten sich die Bewohner des Landmangels wegen keinen Hofplatz mehr leisten. Die kleinen, eher Katen ähnelnden Häuser sahen ärmlich aus und standen in geringer Entfernung nebeneinander, sie scharten sich zusammen, als versuchten

sie, die Lebensverhältnisse ihrer Besitzer noch augenfälliger zu machen, falls dies irgendwen gekümmert hätte.

'Ich wäre zweifellos genauso dran wie sie, wäre ich nicht rechtzeitig aus dem Dorf geflohen', schoss es Porphir durch den Kopf. 'Bestimmt, ganz bestimmt ...'

Wie viele andere war Porphir Biaschwili ein Landflüchtling. Sein Vater Maksime Biaschwili, ein armer Landadeliger, war im Dorf Waschliani ansässig gewesen. Die Abschaffung der Leibeigenschaft hatte seinen Hörigen die Freiheit gebracht und ihm die beiden arbeitsamen Bauern, Petria Sebiskweradse und Glachua Tschatschikaschwili, genommen, die er zu allem und jedem unablässig anzutreiben pflegte. Nach ihrem Weggang wurde ihm das Leben immer schwerer, sodass er eines Tages zu dem Schluss kam, ein Umzug in die Stadt N. sei der Mühsal des Landlebens vorzuziehen; da er eine schöne Stimme hatte, bewandt war im Kirchengesang und einmal schon die Aufmerksamkeit sogar des Bischofs persönlich auf sich gezogen hatte, als dieser das ihr Dorf besuchte, wollte er bischöflicher Kantor werden. Maksime setzte seinen Entschluss in die Tat um, verschaffte sich die Stellung und schickte seine beiden Söhne zur Ausbildung ins Priesterseminar. Der Ältere wurde zum Diakon einer Pfarrei geweiht, der Zweite jedoch wählte einen anderen Weg: Porphirs [103] lebhaftige Natur, sein quirliger Geist hätten sich mit dem gemächlichen Leben eines Geistlichen kaum vertragen, und so bemühte er sich in der Amtsstube des Friedensrichters um eine Stelle als Schreiber. Mit Schriftführung allein hätte er es natürlich nicht weit gebracht, wenn er nicht anderes im Sinn gehabt und größere

Hoffnungen gehegt hätte. Bald darauf begann er neben der Arbeit in der Amtsstube Bittsteller zu empfangen, sie anzuleiten, zu beraten und zu instruieren, wie ein Mandant sich zu verhalten habe. Diese Tätigkeit war weit einträglicher als seine eigentliche Dienststelle. Natürlich musste sich das alles im Verborgenen abspielen. Im Lauf der Zeit erwarb sich Porphir großen Listenreichtum, Geschick und Scharfblick. Ein paar Jahre später jedoch wurde er Opfer ebendieses Listenreichtums und Geschicks. Er verhedderte sich nämlich in eine hässliche Sache, denn er legte sich mit einem noch Listenreicheren an, den er nicht vereinbarungsgemäß zufriedengestellt hatte, worauf dieser Porphirs Vorgesetztem alle seine Machenschaften und Manöver ausplauderte. Der Vorgesetzte empfahl ihm, den Dienst zu quittieren, falls er beabsichtige, seine Nebengeschäfte fortzuführen. Porphir sah sich daraufhin gezwungen, seine Stelle aufzugeben.

Er brauchte nicht lange zu überlegen, welchen Weg er einschlagen sollte, um seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können. Er beschloss, ein Kontor zu eröffnen, das Bitt- und Klageschriften verfasste, und auf dem Land als Rechtsbeistand und Vermittler zwischen den städtischen Advokaten und den Dörflern zu wirken. Porphir war nicht fehlgegangen mit seiner Entscheidung: Die Geschäfte ließen sich gut an, Geld kam ordentlich herein. Stets hatte er einen Flecken "zum Abgrasen". War einer abgegrast oder geriet der ausgefuchste Advokat, der seine Beutelschneiderei auf beiden Seiten trieb, in üblen Ruf und wollte niemand mehr etwas mit ihm zu tun haben, wechselte er den Ort. Rastlos, energiegeladen, immer guter Laune, zum Lachen

aufgelegt, gewitzt, geschickt, [104] erfinderisch im Erdenken bizarrer Tricks - dem umherziehenden Advokaten fiel es ausgesprochen leicht, den Leuten, kaum dass er sich mit ihnen bekannt gemacht hatte, näherzukommen, und er wickelte einen in seine Hände Gefallenen dermaßen geschickt ein, dass dieser sich ihm nur schwer entwinden konnte, bevor Porphir nicht so viel aus ihm herausgeholt hatte, wie nur herauszuholen war. Wohl wahr, gab es an den "abgegrasten Orten" viele, die ihn beschimpften und ihn zum Teufel wünschten, aber es gab auch einige Dankbare. Vielerorts hörte man Geschichten über seine Doppelzüngigkeit und Windigkeit, seine Skrupellosigkeit, verprügelt worden sei er schon sogar von irgendwem, wurde erzählt, aber er hatte nicht aufgegeben, an seinem Handwerk festgehalten und auch immer wieder neue Klienten gefunden.

Auch nach Tamarascheni war er in genau der Absicht gekommen: Von irgendwoher war ihm eingefallen, er könnte sich als entfernter Verwandter der Kamuschadses ausgeben, um sich bei ihnen einzuquartieren und von da aus in neuen Weidegründen auf Beutezug zu gehen.

Und während er also von der Anhöhe aus die Siedlungen betrachtete, war er in Gedanken damit beschäftigt, abzuschätzen, wie viel aus ihren Bewohnern herauszuholen wäre und wie viel ihm ihr mühevolleres, bedrängtes, kümmerliches Leben einbringen könnte.

'Was auch geschieht, du wirst alleweil was rausholen, und sei es nur für kurze Zeit!', sagte sich Porphir selbstgewiss. 'Kwelidse holt ja auch was herein, und das wird bald meins sein! Nicht lange, und ich kriege alles raus -'

"Verzeihung, mein Herr ... Wir haben Sie ja ganz allein gelassen!" Otia riss ihn aus seinen Gedanken; er stellte einen niedrigen Tisch auf die Veranda, und weil der nicht gerade stehen wollte, schob er zur Stabilisierung einen Holzspan unter das wacklige Tischbein.

[...]

(1900)

Aus dem Georgischen von Rachel Gratzfeld

ⁱ*Edelmann*: georg. *asnauri*=Landadeliger. Die georgische Gesellschaft bildete bereits zur Zeit Königin Tamars im 12./13. Jh. Strukturen heraus, wie sie mit einigen Veränderungen und regionalen Unterschieden bis zum Ende der Monarchie und bis zur Annexion durch Russland (1801) bestehen blieben. Es war eine Feudalordnung mit einem in den Bergregionen bis ins 20. Jh. bewahrten Freibauerntum. Im Gesetzeskodex von König Wachtang VI. (1711-1724) wurden die Fürsten in drei Kategorien eingeteilt: hohe, mittlere und niedere Fürsten. In deren Gefolgschaft stand, wiederum in drei Rängen, der einfache Landadel (*asnaurni*), der selbst oft Landwirtschaft betrieb. Kldiaschwili beschreibt das Leben ebensolcher *asnaurni*, Landadeligen, die nach der Annexion Georgiens durch Russland und den folgenden Wirren, Rebellionen und der Zerstörung der alten Gesellschaftsstrukturen verarmten.

ⁱⁱ*Achaluchi*: hoch geschlossenes, geknöpftes langes Hemd.

ⁱⁱⁱ*"Falls ich mit der Schale überhaupt runterreiche ..."*: Georgischer Wein wird traditionell - seit der Antike - in amphorenförmigen Tongefäßen, den Kwewris, ausgebaut und gelagert. Die Kwewris werden mit den zerquetschten Trauben oder Traubensaft gefüllt und verschlossen im Boden vergraben. Das Vergraben in der Erde ist eine einfache Methode, um den Wein unter annähernd konstanten Temperaturen zu vergären. Kwewris gibt es in unterschiedlichen Größen ab ca. 10 Liter für den Hausgebrauch bis hin zu über 4000 Liter. Der georgische traditionelle Weinausbau in der Kwewri wurde 2013 in die UNESCO-Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit aufgenommen.